

Mann und Frau

Autor(en): **Brunner, Emil**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **5 (1937-1938)**

Heft 1

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758978>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mann und Frau.

Von Prof. Emil Brunner

Wir freuen uns, unseren Lesern ein wichtiges Kapitel aus einem in diesen Tagen im Furche-Verlag, Berlin, erscheinenden Buche von Professor Emil Brunner: „Der Mensch im Widerspruch“, darbieten zu können. Der hervorragende Lehrer für systematisch Theologie an der Zürcher Universität, legt mit diesem Werke eine christliche Anthropologie vor, d. h. eine christliche Lehre vom Menschen. Er erfüllt damit eine für unsere Zeit noch nicht geleistete, wenn auch oft gestellte Aufgabe. Das grundlegende Werk, das bestimmt zu sein scheint, entscheidend zur Erneuerung des protestantischen Denkens beizutragen, wird in einem der nächsten Hefte der N. S. R. von berufener Seite seine Würdigung finden.

I.

Das Problem der Geschlechter und der Geschlechtlichkeit ist zunächst eine der Erscheinungsformen des Problems der Individualität. Durch das Männlich- oder Weiblichsein ist der Mensch ebenso wie durch die Angehörigkeit zu dieser oder jener Rasse, durch seine individuelle seelische Eigenart oder durch die geistige Begabung individualisiert, das Menschliche an ihm ist durch das Mann- oder Weibsein in bestimmter Weise differenziert. Wenn wir diese Frage trotzdem nicht in jenem Zusammenhang verhandeln, so geschieht es darum, weil die Geschlechterdifferenz viel tiefer greift als alle Individualität und das Problem der Geschlechtlichkeit ein viel fundamentaleres ist als das irgendeiner individuellen Bestimmtheit. Man kann nicht sagen, die Menschheit sei in Sanguiniker und Choleriker, in Extravertierte oder Introvertierte, in Weisse und Nichtweisse, in Genies und Nichtgenies geschieden. Aber die Menschheit ist allerdings in Männer und Frauen geschieden, und diese Scheidung geht bis an die Wurzel unserer personalen Existenz, greift hinein bis in die tiefsten „metaphysischen“ Gründe unserer Persönlichkeit und unseres Schicksals. Wie das Problem der Ehe für jede Ethik, so ist das Problem der Geschlechter für jede Anthropologie Prüfstein und Schicksalsfrage. Zwar nicht die Philosophen, die von vornherein nur „den“ Menschen — und das heisst dann in der Regel den Mann — im Augen haben¹⁾, wohl aber für die Dichter aller Zeiten und aller Gattungen, für die mythenbildende Seele der Völker, also für den lebendigen „natürlichen Men-

schen" als solchen, hat die sexuelle Spaltung diese schicksalshafte Bedeutung. Was hat die Bibel zu diesem Problem besonderes zu sagen?

„Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, als Mann und Weibschufer sie²). Das ist der ungeheure Doppelsatz, lapidar einfach, so dass es einem kaum bewusst wird, dass mit ihm eine ganze ungeheure Welt von Mythos und gnostischer Spekulation, von Zynismus und Asketismus, von Sexualitätsvergottung und Sexualangst hinter uns verschwindet. Es sieht so unglaublich kindlich einfach aus, dass mit dem Satz, der die Ebenbildlichkeit des Menschen ausspricht, der andere verbunden ist, dass Gott „sie schuf, einen Mann und ein Weib“. Und doch ist das nur einmal in der ganzen Geschichte des menschlichen Selbstverständnisses so gesagt worden — eben hier, und auf hundert andere Arten ist immer ein Anderes, das mit diesem im Widerspruch steht, gesagt worden, ein zu viel oder zu wenig, eine Ueberhebung des einen oder des anderen, oder eine Verfluchung der Tatsache, dass es das gibt. Um dieses einen Satzes willen schon leuchtet die Bibel aus allen Büchern der Welt heraus als das Wort Gottes. So gehört es denn also zusammen, dass Gott den Menschen schuf nach seinem Bilde und dass er ihn schuf als einen Mann und ein Weib. Es lohnt sich darüber tief nachzudenken, damit auch wir darüber nicht zu viel und nicht zu wenig sagen.

Es ist bekanntlich nicht richtig zu sagen, dass die Zweigeschlechtigkeit allem Naturleben eigne. Es gibt geschlechtlich undifferenziertes Leben, asexuelle Lebewesen, die sich durch Zellenteilung fortpflanzen, und es gibt bisexuelle Wesen, die die geschlechtliche Differenzierung in sich selbst haben. Es ist keine Selbstverständlichkeit, dass der Mensch nicht zu diesen gehört, sondern zu denen, die sich paaren. Der Mensch ist, wenn ich

1) Immerhin haben Philosophen wie Schelling und namentlich Wilhelm von Humboldt über das Geschlecht als anthropologisches Problem Beträchtliches gesagt (Vgl. des letztgenannten Schrift „Ueber die männliche und weibliche Form“, Werke, Bd. I). Dass Goethes Denken von Anfang bis Ende um dieses Problem kreist, dass es in Dantes Weltanschauung bestimmend ist, ist bekannt.

2) Mose 1, 27. Vgl. zum ganzen Kapitel das bedeutende Buch von O. Piper, „Sinn und Geheimnis der Geschlechter“.

mich einmal so zoologisch ausdrücken darf, das eigentliche, das einzig vollkommene Säugetier, indem jene Tendenz, die wir im Säugetierstamm, je höher er sich erhebt, als seine biologische Idee erkennen, erst im Menschen unzweideutig zur Auswirkung kommt: das Zusammenbleiben der Jungen mit den Alten, die Dauerpaarung und die Dauerfürsorge. Beides aber, Ehe und Familie, erweist sich, gerade beim Menschen, als etwas, das sich naturhaft nicht realisieren lässt, sondern nur als sittliche Institution möglich ist. Nur im personhaften Verhältnis der Ehe erfüllt sich der biologische Sinn der naturhaften Paarung. Schon aus diesem einen ist zu erkennen, dass die Sexualität des Menschen keine blosse Naturtatsache im Sinn der Biologie ist.

Gewiss ist der Mensch zunächst ein Sexualwesen im Sinn der naturhaften Anlage und Funktion. Aber diese sexuelle Anlage ist nicht etwas rein Naturhaftes — wie etwa der Verdauungsapparat. Sie ist für das ganze seelische und sogar das geistige Wesen des Mannes und des Weibes mitbestimmend. So, wie die ganze Physis des Menschen mit der organischen Sexualfunktion verbunden, ja von ihr durchdrungen ist, so auch sein psychisches und geistiges Sein. Umgekehrt durchdringt die geistig-seelische Menschlichkeit die sexuelle Funktion, so dass man wohl die Behauptung wagen darf, der Mensch kenne den tierischen Sexualtrieb nicht. Die Sexualität des Menschen ist immer irgendwie erotisch und durch das Erotische geistig oder auch dämonisch charakterisiert. Das Tier kennt keine Erotik, darum, weil es keine Ideen hat und, erst recht, von Liebe als Persongemeinschaft nichts wissen kann. Dagegen wissen auch die sogenannten „Primitiven“ nichts von tierischer, sondern nur von erotischer und sittlicher, das heisst irgendwie personhafter Sexualität³⁾. Die völlige Ausschaltung des Erotisch-Personhaften und des Ethisch-Personhaften ist nicht menschliche Natur, sondern eine kulturelle Dekadenzerscheinung. Aber es hiesse in naturschwärmerischer Romantik die Augen vor der Wirklichkeit verschliessen, wollten wir an einen Zustand der reinen Natürlichkeit, etwa bei den primitiven Völkern, glauben. Ebenso wie das spezifisch Menschliche in der Sexualität der Menschen nie völlig fehlt, ebenso ist überall etwas von jener wider-natürlichen

³⁾ Vgl. Malinowski, „Das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwestmelanesien“.

dämonischen Deformation der Sexualität zu finden, die dem Tier ebenso wie jenes andere fehlt⁴). Je mehr aber der Mensch zum Bewusstsein seiner selbst kommt, desto mehr empfindet er seine Sexualität als problematisch, eine Erfahrung, in der Lust und Leid, Licht und Dunkel, Freiheit und Sklaverei auf rätselhafte Weise ineinandergeschlungen sind. Die Notwendigkeit, auch hier den Doppelgesichtspunkt Schöpfung und Sünde zur Geltung zu bringen, drängt sich aus der Menschheitserfahrung selbst auf.

II.

Mit dem Satz, dass Gott sie schuf, Mann und Weib, ist der Mythos vom *Androgynen* für das christliche Denken als Unmöglichkeit erklärt. Das muss darum besonders hervorgehoben werden, weil wie zu allen Zeiten so auch heute eine gnostische Tendenz sich spürbar macht, die die Zweigeschlechtigkeit als Folge des Sündenfalls hinstellt. Diese Anschauung ist griechisch-heidnischen, nicht biblischen Ursprungs⁵). Wir verkennen aber nicht die bedeutsamen Motive und Wahrheiten, die hinter dieser alten gnostischen Lehre liegen. Die Sexualität, die wir aus der menschlichen Erfahrung kennen, zeugt in der Tat von einem ungeheuren Riss, der durch das Menschenwesen hindurchgeht und sich gerade auf diesem Gebiet mit besonderer schmerzlicher Deutlichkeit anzeigt. Zwei Tatsachen sind es vor allem, die alles, und eben gerade alles echt-menschliche „Lieben“ im Sinn der sexuellen Erotik begleiten, die unüberwindliche Scham und die stillbare Sehnsucht. Die sexuelle Scham ist nicht, wie positivistische Oberflächlichkeit meint, etwas künstlich Gezüchtetes, Anerzogenes, sondern ein tief in der menschlichen Natur begründetes, echtmenschliches Gefühl. Von dieser Scham nichts wissen, ist nicht ein Zeichen besonders hoher, sondern besonders entarteter Menschlichkeit. Der Mensch schämt sich nicht bloss der ihm sittlich verbotenen Sexualität, sondern die Scham begleitet ihn auch in die völlig personhaft gestaltete,

⁴) Es genügt, an die Geschichte von Sodoms Untergang, 1. Mose 19, zu erinnern.

⁵) Der bedeutendste Vertreter des gnostischen Androgynenmythus in neuester Zeit ist Berdiajew. Vgl. seine „Bestimmung des Menschen“, S. 89ff.

eheliche Geschlechtsbeziehung hinein, und zwar um so mehr, je mehr er als Person bestimmt, je geistiger seine Existenz ist. Wir können uns auch unseren Herrn, an dessen Essen und Trinken wir keinen Anstoss nehmen, schlechterdings nicht als verheiratet denken. Auch die Lehre von seiner Geburt aus der Jungfrau Maria weist — was immer man sonst über sie denken mag — in diese Richtung. Es scheint, dass etwas mit der Sexualität von Grund aus und irreparabel nicht in der Ordnung, nämlich in der göttlichen Ordnung ist.

Aber auch die ungeheure, unstillbare Sehnsucht, die in der Liebeslyrik aller Zeiten und Völker zum Ausdruck kommt, deutet auf jenen fundamentalen Riss hin. Gewiss, es ist zunächst die Sehnsucht nach der oder dem Geliebten, nach der völligen Vereinigung mit ihm. Aber ist das alles? Wartet nicht hinter jeder Erfüllung, ja sogar in ihr, das Verlangen nach etwas irgendwie Totalerem, gilt nicht hier das „Genug ist nicht genug“ in einer Weise, wie es sonst nirgends gilt? Liegt also nicht hier eine Spaltung vor, die keine noch so innige Gemeinschaft, auch wenn ihr weder das physische noch das seelisch-geistige Moment der Vereinigung fehlt, zu überwinden vermag? Sollte nicht am Ende doch der Mythos, dass Mann und Weib eben zu Unrecht zwei sind und rechtmässigerweise eins sein sollten, etwas Richtiges treffen? Verhält es sich vielleicht so, dass die sexuelle Polarität weit über das sexuell-erotische Erleben hinaus eine kosmische Potenz ist, ein metaphysisches Dualitätsprinzip, das eine metaphysische Urspaltung anzeigt?

Die Bibel aber sagt, mit den denkbar einfachsten und unzweideutigsten Worten: Gott schuf sie, Mann und Weib. Was also ist dann der Sinn dieser Zweiheit, und wie ist, von hier aus, der Komplex jener Tatsachen zu verstehen, die so viele, auch christliche Denker, zum Androgynenmythos führen? Die erste Frage können wir am besten negativ beantworten. Das Verlangen nach einer Ueberwindung der geschlechtlichen Zweiheit gehört zu einem offen oder heimlich monistischen Denken. Im platonischen Idealismus des Geistes ist der androgyne Gedanke durchaus heimatberechtigt⁶), im biblischen Denken ist er es nicht. Warum? Die Begründung aus dem Naturfaktum als solchem weisen wir ab. Gott hätte wohl Mittel und Wege gehabt, den Menschen so auszustatten, dass seine Spezies auch ohne den den Säuge-

tieren gemeinsamen Naturapparat, ohne Zeugung durch Paarung, sich hätte fortpflanzen können, ebensogut wie Gott den Menschen tatsächlich von manchen Servituten der Tierreihe befreit hat. Es sollte so nicht sein, er wollte es anders, irgendwie demütigender für den Menschen einrichten. Nicht eine Naturnotwendigkeit, sondern sein Wille ist der Grund dieses Tatbestandes, und wir dürfen in Ehrfurcht den Versuch wagen, aus dem Ganzen der Schrift heraus diesen Willen zu verstehen. Gott schafft uns als endliche, kreatürliche und aufeinander angewiesene, nicht für sich selbst bestehen könnende, nicht autarke Wesen. Wir sollen gerade in der Funktion, in der uns der Schöpfer am meisten an seinem Schöpfungswerk teilnehmen lässt, dieses Aufeinanderangewiesensein erfahren. „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei⁷⁾. Es ist ihm um der beständigen Gefahr willen, sich mit dem Schöpfergeist zu verwechseln, gut, dass er als Kreatur an jener Einrichtung teilhabe, die am fundamentalsten zwei Wesen aneinander bindet und also jedes unselbständig, der Ergänzung durch das andere bedürftig macht. Die hochmütige Idee der selbstgenugsamen Einzelpersonen wird hier am wirksamsten getroffen.

Aber woher dann die Scham und woher die Sehnsucht? Darauf lautet, auch diesmal völlig explizit und eindeutig, die Antwort der Bibel: aus dem Sündenfall. Die erste Wirkung des Sündenfalls des von Gott geschaffenen Paares ist: die Scham⁸⁾. Jetzt erst, nachdem Mann und Weib gesündigt haben, geht ein Riss durch ihre Geschlechtlichkeit hindurch und macht sie ihnen zum Gegenstand des Sichschämens. Nicht ihre Sexualität an sich ist der Grund der Scham — es heisst

⁶⁾ Plato verbirgt seine eigene Anschauung unter der poetisch-mythologischen Rede des Aristophanes im Symposium; aber dass er den Androgynenmythus in dieser Weise anklingen lässt, ist mehr als bloss dichterische Laune. Das Thema kehrt wieder bei W. v. Humboldt in seinem „Ideal reiner und geschlechtsloser Menschheit“ (Ueber die männliche und weibliche Form, Werke, I, S. 351). Es ist durch das Wiederaufleben der Mythendeutung Bachofens und durch Klages' neuromantische Philosophie des kosmogonischen Eros erneut zum heftig umstrittenen Gegenstand philosophischen Gesprächs geworden.

⁷⁾ 1. Mose 2, 18.

⁸⁾ 1. Mose 3, 7.

vor dem Sündenfall ausdrücklich „sie schämten sich nicht“⁹⁾, — sondern die durch die Sünde enthüllte Nacktheit, die vorher ebenso wie die furchtbare Majestät Gottes für sie bedeckt war durch das sie verbindende Liebeswort Gottes. Damit ist gesagt, nicht dass die Sexualität, die sexuelle Differenz und Polarität von Mann und Weib Sünde sei, sondern dass in die sexuelle Beziehung die Sünde in der Weise hineingekommen sei, dass Geschlechtsnatur und Personleben, Sexualität und geistige Bestimmung, Geschlechtswesen und geistiges Wesen auseinandergefallen sind. Die Scham ist der Ausdruck dieser Entzweiung, die Befremdung darüber, dass der Mensch sowohl das eine wie das andere ist. Der Mensch empfindet jetzt, mit Recht, das Personhaft-Geistige und die Sexualität als nicht zusammenpassend, empfindet also die Geschlechtlichkeit vom Personsein aus als nicht zu ihm gehörig, als niedrig, als schmachvolle erniedrigende tierische Natur. In der Scham ist aber auch, mit der Befremdung, die Angst vor einem Unheimlichen und zugleich das neugierige Verlangen nach ihm.

Das ist die Brücke zum zweiten hin, zur Sehnsucht. „Und dein Verlangen soll nach deinem Manne sein“¹⁰⁾ — das ist der Fluch, der dem Falle folgt. Nicht das sexuelle Verlangen an sich wird in dieses Licht gerückt — das Wort vom einander Anhängen des Mannes und Weibes und das Wort vom „ein Fleisch werden“ steht vor der Geschichte vom Sündenfall¹¹⁾ —, sondern die Begierde und die unstillbare Sucht. Die Sucht ist ihrem Wesen nach unstillbar, während der natürliche Trieb gesättigt werden kann. Die Sucht kennt nur der Mensch, vermöge seiner geistigen Natur. Die aus der wahrhaften Liebe, aus dem Personhaften herausgeratene Beziehung der Geschlechter kann nicht befriedigen, sie lässt ein tiefstes Verlangen unbefriedigt, nicht das Streben nach Einheit, sondern das Streben nach wahrer Gemeinschaft. In der Vereinigung selbst ist, durch die Sünde, Zwiespalt, darum befriedigt sie nicht, sondern lässt ein ungestilltes Verlangen zurück. Aber der Mensch ist als Sünder nicht fähig, dieses Verlangen richtig zu deuten, und die Sünde sitzt jetzt so tief in seinem Wesen, dass auch mit der richtigen Deutung al-

⁹⁾ 1. Mose 2, 25.

¹⁰⁾ 1. Mose 3, 16.

¹¹⁾ 1. Mose 2, 24.

lein nicht geholfen wäre. Einzig die vollkommene Rückkehr in die Liebe könnte diesen Zwiespalt beseitigen; diese Rückkehr aber kann in diesem irdisch-geschichtlichen Leben sich nicht völlig ereignen, da der Mensch auch als Glaubender noch zugleich ein Sünder bleibt, da also auch im Glaubenden jene Desintegration, jenes Auseinanderfallen von Personhaftigkeit und Geschlechtlichkeit noch irgendwie vorhanden ist.

Auf diesem Dualismus von Person und Sexus beruht die ganze sexuelle Problematik; die Unpersönlichkeit der Geschlechtlichkeit ist das, was dem Menschen zu schaffen macht, zugleich aber auch das, was seine Begier als das Unheimlich-Lockende erregt. Mit der vollkommenen Personalisierung des Eros verschwindet der unheimlich-lockende Zauber. Darum macht sich die Dirne möglichst unpersönlich, darum „bedarf“ die sexuelle Begier der entpersonalisierenden maskenhaften Heimlichkeiten und Dunkelheiten, um sich auszuwirken. Der Venusberg ist künstlich erleuchtet, die Sexualgottheiten sind Nachtgötter, dieser ganze sündhaft-entpersonalisierte Eros sucht das Clair-obscur des Halbbewussten und nährt sich von dorthier. Es entsteht der Kampf zwischen dem Lichtgott „Apollo“ und den „chthonischen“ Gottheiten¹²⁾, zwischen der Helle des Geistes und dem Dunkel der Leidenschaft, ein Kampf, der, vom Menschen aus, nie zu Ende gehen kann, weil auch der Geist nicht mehr der ursprungsgemäss-personhafte, sondern ein abstrakt ideenhafter geworden ist. Weder „Apoll“ noch die dunklen Erdgötter haben „recht“, denn diesem Vernunftlicht fehlt die Wärme, ebenso wie jener schwülen Wärme das Licht fehlt. Die Entzweiung von Geist und Natur durch die Sünde ist nun vor allem Entzweiung von geistiger und sexueller Bestimmtheit geworden.

III.

Die Tiefe dieser Spaltung zeigt, wie tief das Geschlechtliche von der Schöpfung her ins Wesen des Menschen gesenkt ist. Der

¹²⁾ Bachofens „Das Mutterrecht (1861) war ein erster genialer Versuch, diesen mythischen Gegensatz ernst zu nehmen; aber es bedurfte noch der Durchschlagskraft Nietzsches („Geburt der Tragödie“) und seiner Lehre vom apollinischen und Dionysischen, um die Bedeutung der Bachofenschen Lehre ins rechte Licht zu setzen.

Mensch ist nicht ausser dem vielen, was er sonst ist, auch noch Geschlechtswesen, sondern die geschlechtliche Differenz durchdringt und bestimmt das ganze Menschsein. Der Mann ist nicht nur in seiner Sexualfunktion Mann, sondern er ist Mann in all seinem Denken, Wollen und Fühlen. Dasselbe gilt vom Frausein der Frau. Die Differenzierung der biologisch-geschlechtlichen Funktion beim Mann und bei der Frau hat ihre genaue Entsprechung im seelischen und im geistigen Wesen der beiden Geschlechter, obschon sie — entsprechend dem, was über das Verhältnis von Individualität und Geist früher ausgeführt wurde — in dem Mann, als der Geist, und insbesondere in dem Mann, als der personhafte Geist stark wird, zurücktritt. In dieser Begrenzung lässt sich sagen, dass der Mann auch geistig das zeugende, die Frau das gebärende und nährend-pflegende Prinzip zum Ausdruck bringt¹³). Der Mann ist mehr nach aussen, die Frau mehr nach innen gekehrt, der Mann objektiviert, die Frau subjektiviert, der Mann sucht das Neue, die Frau bewahrt das Alte, der Mann schweift, die Frau macht Wohnung.

Die Art dieser Differenzierung bringt es auch mit sich, dass für den Mann die Bindung an die naturhafte Geschlechtsfunktion weniger tief greift als bei der Frau. Die Frau ist durch ihr naturhaftes Frau- und Muttersein unvergleichlich mehr belastet als der Mann durch Mannsein und Vaterschaft. Das Werden des neuen Menschen ist in ganz anderem Sinn ein Teil des Lebens der Frau als des Mannes. Sie muss ihr Herzblut an das neue Wesen abgeben, sie muss es austragen, muss es nicht nur unter Schmerzen, sondern unter Lebensgefahr zur Welt bringen, muss das schon zur Welt gebrachte an ihrem Herzen nähren. Sie ist, durch diese Naturbestimmung, in unvergleichlicher Weise an das naturhafte Geschehen gebunden, von ihm ausgefüllt, begrenzt, aber zugleich auch bewahrt. Sie ist viel weniger in der Lage, über sich selbst frei zu verfügen, es wird über sie verfügt — nicht durch den Mann, sondern durch ihr Mutterwerden. Bis ins tiefste hinab reicht diese Differenz.

¹³) Vgl. Humboldts feine Charakteristik der Geschlechter in seinem Aufsatz „Ueber die männliche und die weibliche Form“ (Werke, Bd. 1 S. 335 ff.). Es entspricht Humboldts harmonistischer Anschauung, dass er mehr das Positive und Ergänzende als das Negative und Gegensätzliche sieht.

Mann und Weib sind beide Sünder, ebenso wie sie beide nach Gottes Bild geschaffen sind. Aber sie sind anders Sünder. Ihre Andersheit gibt auch ihrem Sündersein ein verschiedenes Gepräge. Der Mann, der frei schweifende, sündigt vor allem nach der Seite der Freiheit hin; er ist der willkürliche, der herrische, der gewalttätige, der hochmütig anmassliche, der keine Bindung anerkennende, der freche; er verliert sich nicht so sehr an die Natur als an seine eigenen Schöpfungen, seine Kultur und Zivilisation; er objektiviert nicht nur, sondern macht alles zum Objekt. Er brutalisiert die Kreatur und tritt sie mit Füßen, er setzt sich hochmütig über ihre Ordnungen hinweg und gibt ihr seine Willkürordnung. Er ist der Vergewaltiger und Zerstörer. Aber er vergisst nicht leicht, dass er zur Freiheit bestimmt ist, dass er berufen ist, sich die Erde untertan zu machen. Auch wenn ihn die Sinnlichkeit fesselt, ergibt er sich nicht leicht in die Fesselung, er nimmt sie nicht einfach als Schicksal hin. Des Mannes Sünde ist, allgemein gesprochen, so gewalttätig und offenkundig, dass er weniger Mühe hat als die Frau zuzugeben, dass er ein Sünder ist.

Umgekehrt wird die Frau nicht so leicht die kreatürliche Bindung leugnen und zerreißen. Sie bleibt der Schöpfung-als-Gegebenheit näher, sie bewahrt den Zusammenhang eher; aber ihre Sünde ist, dass sie die Freiheit, die sie so oft äusserlich nicht hat, vergisst und auch innerlich preisgibt. Sie fügt sich, sie rebelliert nicht gegen das Böse, sie versinkt im Naturberuf, sie erhebt sich nicht über das Gegebene, sie verliert sich in Naturmystik, sie betont in ihrer Existenz das Geschlechtsverhältnis. Sie ist viel mehr auf den Mann eingestellt als der Mann auf sie, das Verhältnis zwischen Mann und Frau ist für sie viel mehr der Mittelpunkt als für den Mann, sie verliert darüber ihre allgemein menschliche Bestimmung, ihre geistige Aufgabe, sie lässt es sich vom Manne einreden, dass sie „ins Haus gehöre und weiter nichts“. Sie ist — nicht ohne dass der Mann ihr diese Rolle aufnötigt — viel mehr „Weibchen“ als der Mann „Männchen“, sie ist in diesem Sinn viel mehr geschlechtsbetont, sexuell, als der Mann, obwohl der Trieb in ihr, schon rein organisch, nicht so akut und stürmisch ist. Ist der Mann falsch-frei, so ist sie falsch-gebunden, ist der Mann unpersönlich, so ist sie falsch-persönlich-naturhaft.

Eine solche Typologie der Geschlechter ist selbstverständlich, wie jede Typologie, mit allem Vorbehalt aufzunehmen. Ganz besonders die moderne Frau wird sich in diesem Bild nicht ohne weiteres erkennen. Aber sie möge nicht vergessen, dass wir nicht von der Frau seit 1850 sprechen, sondern von der Frau „seit Adams Zeiten“, von der Frau bei den Primitiven, im Altertum, im Mittelalter, von der orientalischen Frau, von der unemanzipierten Frau der Gegenwart, die immer noch mehr als neun Zehntel der heute lebenden Frauen repräsentiert. Die emanzipierte Frau von heute hat im allgemeinen die Tendenz, die Geschlechtsdifferenz, sofern sie unabänderlich ist, als eine rein biologische Angelegenheit, dagegen die psychisch-geistige Differenzierung teils als Phantasiegebilde, teils als Produkt der Erziehung unter männlicher Vorherrschaft aufzufassen. Sie will es nicht Wort haben, dass dieselbe Strukturverschiedenheit, die im Physischen offenkundig ist, auch im seelisch-geistigen Wesen der Frau als Natur, nicht als Produkt der Erziehung zu finden sei. Das ist die übertreibende Einseitigkeit, die jeder Emanzipationsbewegung anhaftet. Gegen das Zeugnis der Geschichte und aller Literaturen kommt diese moderne Frauenpsychologie nicht auf.

Aber es steckt hinter ihr ein nicht zu überhörendes Wahrheitsanliegen. Der Mann als der faktisch dominierende Gestalter der Geschichte, der Kultur, der Rechtsverhältnisse und der öffentlichen Erziehung hat aus kurzsichtig egoistischen Motiven die Frau in der Tat künstlich auf ihre Naturbestimmung festgelegt und ihre freie geistige Entfaltung, zu der sie so gut wie der Mann als Ebenbild Gottes berufen ist, gehemmt, unterbunden. Er hat sie nach seinem Wunschbilde von der Frau geformt. Die Frau ist noch heute in viel höherem Masse, als wir gewöhnlich annehmen, die Sklavin des Mannes, auch die Frau in den gehobeneren Schichten, auch die gebildete Frau. Ihr eigentliches Wesen ist darum noch nicht deutlich zu erfassen. Es ist noch verdeckt von dem Männerbild der Frau und von der Frau, die das Produkt des herrischen Männerwillens ist. Das Recht der Frauenemanzipation ist mit einem billigen Hinweis auf deren übertreibende Formen nicht abgetan, die Frau hat noch einen langen Freiheitsweg vor sich. Was die Frau „eigentlich“ ist, können wir darum heute erst in einer sehr vorläufigen

Weise und mit Vorbehalt sagen. Der Mann hat reichlich Gelegenheit gehabt, sich zu zeigen als das, was er ist; er hat — das ist ein Teil dieser Selbstmanifestation — sich gerade darin gezeigt, dass er der Frau dieselbe Möglichkeit entzog.

IV.

Der Mann konnte das nicht tun, ohne zuerst eine Theorie vom Wesen der Frau zu entwerfen, die sein Tun legitimierte. Es ist die Theorie von der metaphysischen, wesenhaften Minderwertigkeit der Frau¹⁴). Sie steht im Zusammenhang mit jenem Missverständnis des Menschen über sich selbst, sie ist ein Teil jener falsch-abstrakten Auffassung vom Wesen des Geistigen, die wir oben geschildert haben. Wenn man, wie das der Mann meistens tut, das Menschsein vom Gesichtspunkt der Kulturpotenz, der schöpferischen Fähigkeiten, also als „formale“, nicht als „materiale“ Humanität auslegt, so ist allerdings die Frau in minderem Masse Mensch als der Mann. Denn die Frau ist in geringerem Masse als der Mann frei schaffender Geist. Das hängt wurzelhaft mit ihrer Naturbestimmung zusammen. Im Gegensatz von „Apollo“ und den „chthonisch-tellurischen“ Gottheiten ist der Mann zweifellos das mehr „apollinische“, die Frau das mehr „tellurisch-chthonische“ Wesen. Wir sagten aber schon, der Kampf zwischen diesen beiden Gottheiten — diesen echten Götzen — ist endlos, weil es ein von der Sünde bestimmter Gegensatz ist. Er spiegelt eben jenes Missverständnis vom Geistsein, das den abstrakten, den auf Kultur und Werk, nicht aber auf Person gerichteten Geist allein kennt und ihn zum Mass aller Geistigkeit macht.

¹⁴ Es gibt eine ausgesprochen misogyne Tradition in der Philosophie. Ich meine damit nicht die dem „apollinischen“ Vernunftdenken des Mannes selbstverständliche und in der griechischen Philosophie seit Sokrates ganz unverhohlene Geringschätzung der Frau, sondern die stark emotional betonte, zum Teil leidenschaftliche Verdächtigung und Karikierung des Weiblichen, die irgendwie mit einem persönlichen Leiden unter dem Sexualproblem zusammenhängt. Hierher gehört weniger Schopenhauers zynische Misogynie als Weiningers zugleich geniales und absurdes Buch „Geschlecht und Charakter“, das opus von Strindberg, gewisse oft zitierte Aeusserungen Nietzsches und auch solche von Kierkegaard. Vgl. Geismar, „Sören Kierkegaard“, das Kapitel „Mann und Weib“, S. 585 ff.

Geht man aber vom biblischen Begriff der Geistigkeit, vom materialen Humanitätsbegriff aus, der nicht die unpersönliche Kultur, sondern das Sein-in-Liebe, das Sein-zur-Gemeinschaft als Sinn der menschlichen Existenz versteht, so wird das Bild vom Verhältnis der Geschlechter zur Humanitätsbestimmung auf einmal ein ganz anderes. Aus einem Gradunterschied wird ein Artunterschied, aus einer Stufenordnung wird ein Parallelismus. Die Frau ist auf andere Weise menschlich und unmenschlich, aber sie ist nicht weniger menschlich als der Mann. Ihr Personsein ist weniger „geistig“, aber dafür auch weniger abstrakt bestimmt als das des Mannes. Ihre Gefahr und Abirrung ist das bloss seelische Personsein, die des Mannes das bloss willenhafte und vernunftthafte Geistsein. Das „apollinisch“-männliche Prinzip ist ebenso eine Abweichung vom Willen des Schöpfers als das „chthonisch“-weibliche, die abstrakt-sachliche Geistigkeit des Mannes ist ebenso sündig wie die ungeistige Konkretheit und das eng-persönliche Wesen der Frau.

Darum, weil Recht und Unrecht auf beiden Seiten liegt, darum gibt es den ewigen Kampf zwischen Mann und Frau, der auf beiden Seiten mit Leidenschaft, aber mit sehr verschiedenen Mitteln geführt wird. Der Mann kämpft gegen die Frau, indem er sie vergewaltigt und tyrannisiert, die Frau, indem sie den Mann fesselt und „bestrickt“. Dieser Kampf, viel gewaltiger als alle Kriege, von denen die Weltgeschichte erzählt, wirkt weiter als „Züchtungsfaktor“, er prägt den Charakter des Mannes und der Frau weiterhin im Sinn der Einseitigkeit und der falschen Differenzierung. Der Mann entwickelt noch mehr seine Herrenart, und die Frau entwickelt ihre typisch weiblichen Kampfmittel, sie wird nun erst recht jenes Weib, das als Sklavin über ihren Herrn herrscht, sie entwickelt ihre wirksame Defensivtaktik. Sie herrscht im Besiegtwerden und erliegt in diesem Herrschen. Sie rächt sich am Mann für die ihr angedichtete Inferiorität, indem sie auf dieses Männerbild von der Frau eingeht und so das ihm gefährliche Weib wird.

Aber nicht nur die Sünde, sondern auch die göttliche Urbestimmung, die imago Dei, ist wirksam. Der Mann kommt von der Idee der „wahren Frau“ nie los, ebenso wie die Frau nicht von der Idee des „wahren Mannes“. Der Mann weiss auch in seiner sündigen Gewalttätigkeit, mit der er die Frau sich unter-

jocht, noch etwas anderes von der Frau als das, was ihm seine Sünde zugleich als Wunschbild und als Schreckbild eingibt. Diese Idee von der wahren Frau ist irgendwie wirksam in seiner Sehnsucht und lässt ihn bei dem Weib, das er begehrt und das sein Begehren erfüllt, nie Ruhe finden. Neben den Typus der Eva, der Verführerin, tritt der Typus Maria, der heiligen Magd. Nicht für die Frauen, sondern vor allem für die Männer ist das Marienbild in den katholischen Kultus eingeführt worden. Nicht von der Frau, sondern vom Mann ist das asketische Reinheitsideal und das Mönchtum ausgebildet worden. In ihm deutet sich, wenn auch in neuer Verzerrung, das Ursprüngliche an.

V.

Das Ursprüngliche aber ist, dass Gott den Menschen nach seinem Bild schuf, Mann und Frau schuf er sie. Damit ist jeglicher Theorie von der weiblichen Minderwertigkeit der Boden entzogen. Nicht verschiedenwertig, sondern verschiedenartig hat der Schöpfer Mann und Weib geschaffen¹⁵⁾, in aufeinander bezogener, aufeinander hingewiesener, sich ergänzender Verschiedenartigkeit. Mit der verschiedenen Naturbestimmung, die als ursprüngliche Schöpfung ernst zu nehmen und nicht als Nebensache zu betrachten ist, ist dem Mann und der Frau eine verschiedene Prägung ihres Menschseins, ihres Personseins, ihres Seins-zur-Gemeinschaft gegeben. Person sein und in Liebe sein sollen sie beide gleichermassen, aber auf verschiedene Weise. Der Mann ist der Zeugende und Führende, die Frau die Empfangend-gebärende und Bewahrende, der Mann soll das Neue ge-

¹⁵⁾ Es ist kaum zu bestreiten, dass die im vorchristlichen Judentum ausgeprägte Geringschätzung des Weibes auch noch gewisse Schatten ins Neue Testament hineinwirft. Die Äusserungen des Apostels Paulus 1. Kor. 11, 3 ff. lassen sich nicht restlos mit der Anschauung von einer blossen Differenzierung und der ihr entsprechenden Zuweisung der äusseren Führung an den Mann erklären. Eine gewisse Geringerwertung der Frau ist nicht wegzudisputieren. Sie gehört mit anderem zu dem zeitgeschichtlichen Gewand der neutestamentlichen Botschaft. Aber sie ist ein Verschwindendes. Sie ist nicht nur grundsätzlich durch die Erkenntnis von Gal. 3, 28 überwunden, sondern spielt auch in der Paulinischen Missionspraxis kaum eine Rolle. Die Art, wie er in seinen Briefen von und zu seinen Mitarbeiterinnen spricht, lässt von der Metaphysik von 1. Kor. 11 kaum etwas erkennen.

stalten, die Frau soll es mit dem Bestehenden verbinden und an-eignen. Der Mann soll nach aussen treten und die Erde untertan machen, die Frau soll verinnerlichen und die verborgene Einheit hüten. Der Mann muss objektivieren und generalisieren, die Frau subjektivieren und individualisieren, der Mann muss bauen, die Frau schmücken, der Mann erobern, die Frau pflegen, der Mann muss umfassen, die Frau muss durchseelen. Der Mann hat die Aufgabe, zu planen und zu meistern, die Frau, zu verstehen und zu verbinden.

In dieser Eigenart liegt eine gewisse Ueber- und Unterordnung; aber sie ist rein funktionell, nicht eine Wertdifferenz, nicht eine Rangordnung¹⁶⁾. Die besondere Berufung zum Dienen ist dort, wo die Liebe als Sinn des Lebens erkannt wird, eher eine Bevorzugung als eine Erniedrigung. Diese verschiedene Stellung ist in der Bibel, schon in der Schöpfungsgeschichte, festgehalten. Dem Mann wird eine „Gehilfin“¹⁷⁾ gegeben. In unserer verderbten Welt heisst das sofort „eine untergeordnete, unselbständige, minder wichtige Person“, aber so ist es im Ursprung nicht gemeint, so wird es von herrschwilligen, wie Gott sein wollenden Menschen, positiv vom Mann, negativ von der Frau ausgelegt. Denn das einander Dienen ist der höchste Erweis des vollwertigen, vollwüchsigen Menschseins. Von hier aus muss eine Umwertung aller Werte sich vollziehen. Es ist die Umwertung aller Werte, die von dem ausgeht, der gekommen ist „nicht dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene“¹⁸⁾, und der eben darin den Sinn des Menschseins offenbart hat.

¹⁶⁾ Dass mit der Funktion des Führens im Neuen Testament keine Herrschaftlichkeit, kein dominium, sondern ein ministerium gemeint ist, ergibt sich aus dem ganzen Zusammenhang gerade der Stelle, die für viele heute das grosse Aergernis ist, Eph. 5, 22 ff. Die Art, wie der Mann in der Ehe und Kirche die Führung haben soll, ist bestimmt durch die Christusgemeinschaft, durch das Vorbild des Verhältnisses von Christus und Gemeinde. Christus herrscht durch die Liebe; er ist nicht anders der herrschende, als in der Berufung zur Freiheit, in der Schaffung personhafter Verantwortung. Wir sehen aus dem Philemonbrief, wie Paulus das Herrenverhältnis des Sklavenbesitzers in ein personhaftes Gemeinschaftsverhältnis umbildet; wie viel mehr dieses! Die historischen Grenzen dieses Gedankens sind oben angedeutet. Vgl. zum Ganzen mein Buch „Das Gebot und die Ordnungen“, S. 358 ff.

¹⁷⁾ 1. Mose 2, 18.

Wie Mann und Frau in der physischen Geschlechtsgemeinschaft eins sind in der Verschiedenheit ihrer Struktur und Funktion, so sollen sie im Ganzen ihres Zusammenlebens eins sein in der Verschiedenheit ihrer geistig-seelischen Art und ihrer Leistung für einander und Leistung für das Ganze. Es ist nicht so, als ob etwa nur der Mann, darum weil er nach aussen tritt, auf das Ganze bezogen wäre. Ebenso wie die Frau vollwertiges Glied der Kirche, der Gemeinschaft der Gläubigen ist, ebenso soll sie, genau so wie der Mann, ihren Beitrag leisten für das Leben des Volkes und der Menschheit. Nur wird ihr Beitrag immer ein intimerer, ein weniger nach aussen tretender, ein verborgener und individualisierter sein als der des Mannes. Wenn in unserer heutigen, so völlig entpersonalisierten Welt die Frau auch nach Männerart in die Öffentlichkeit treten muss, so gehört das eben zu den vielen Notbehelfen, wie sie in einer zerrütteten Ordnung extra ordinem geschehen müssen. Es ist auch wohl ein notwendiges Komplement der falschen Privatisierung, die der herrschsüchtige Mann ihr aufgenötigt hat, ein Durchgang zu einer besseren Auswirkung ihrer Eigenart. So etwas darf in seiner Bedeutung weder überschätzt noch unterschätzt werden, es ist ein transitorisches Moment, aber eines von grosser relativer Bedeutung innerhalb des ganzen Befreiungsprozesses der Frau.

Es wird einmal sein, dass dieser ganzen Differenzierung und ihrer Problematik nicht mehr gedacht wird. „Sie werden sein wie die Engel“¹⁸⁾). Jene Ueber- und Unterordnung von Mann und Frau ist die Bestimmung für die Weltzeit, nicht für die Ewigkeit. Denn im „Christus ist nicht Mann und Weib“²⁰⁾). Schöpfungsursprung und Erlösungsziel ist zu unterscheiden. Auch der göttlich gute Ursprung, die göttliche Schöpfung ist nicht das göttlich selige Ende. Was hier erst geschichtlich werden und werdend sich auf das Ziel vorbereiten soll, soll dort vollendet sein. Darum hat Jesus Christus, der Erlöser, mit der ganzen Geschlechtsdifferenz nichts zu tun. Er wird uns nicht als idealer Ehegatte gezeigt, sondern als der, in dessen Person das Ende aller Weltdinge, das Ende auch aller der Ordnungen, die für

¹⁸⁾ Mrk. 10, 45.

¹⁹⁾ Mtth. 22,30.

²⁰⁾ Gal. 3, 28.

diese irdische Welt gemeint und für sie auch notwendig und gut sind, das Ende der Ordnung der Ehe und der Familie anbricht. Ehe und Familie und die ganze Geschlechtlichkeit sind auf das Werden, nicht aber auf die Vollendung bezogen. Die Geschlechtlichkeit ist die gottgewollte Art, die Menschheit werden zu lassen, uns allen Existenz zu geben. Dieses Werden soll einmal zu Ende kommen, mit ihr die Geschlechtlichkeit und ihre Differenzierung des Seins und der Funktion. Das Geschlechtliche gehört zum Irdischen, nicht zum Himmlischen, zum Zeitlichen, nicht zum Ewigen. Darum ist auch die vollkommenste denkbare Ordnung der Beziehung der Geschlechter nur ein Vorletztes, nicht ein Letztes.